

16] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Paul erwiderte nichts. Doch sein Zorn war verflohen. Schweigend nahm er die Hand seiner Schwester. Roland hatte aufgehört zu schluchzen. Eng aneinandergeschmiegt verharren sie vor diesem Geheimnis. So fand sich ihr Vater, wo er seine Kräfte gegen die fürchterlichste der Anklagen brauchte, entwaffnet durch die plötzliche Entdeckung einer Wahrheit, die so lange in der Tiefe einer fernen Vergangenheit geschlummert hatte. Der Ehebruch hatte, bevor seine Augen sich öffneten, die Lüge zu seinem Schicksal gestempelt. Verrat und Verdächtigungen hatten an seiner Wiege gestanden, schändliche Lüste führten ihn mit einem falschen Namen ins Leben. Eine ungetreue Mutter wachte an seinem Bett. Er liebte, ehrte und beweinte einen Vater, der nicht der seine war, und empfing wie von einem Fremden die Wohlthaten und Zuneigung des Mannes, dessen Blut durch seine Adern rann. War er nicht von Beginn an ein Spielzeug seiner Herkunft gewesen? Zweifellos hatte sich ihr Gift in sein Blut und in die Muttermilch gemischt. Sie hatte aus ihm den gemacht, den man eben geschildert hat. Er betrog ihre Mutter, wie die seine den Großvater, der auf dem Felde der Ehre gefallen war, betrogen hatte und der nicht wußte, welche Flecken seinen Geldennamen beschmutzten. Lügen und Komödie! Was sollte man von den Tränen halten, die er ihrer Mutter nachgeweiht hatte? . . . Vielleicht war es ein neuer Trug, weil er den Trug in sich weiterschleppte. Und bis wohin hatte ihn die Erblüge gebracht, bis zu welchem Abgrund, in den sie nicht ihre Blicke zu senken wagten? Warum sollten nicht seine Geschäfte davon durchseucht sein, wenn seine Vergnügungen es waren? Also Lügen waren diese Unternehmungen, die mit so viel Tam-Tam entstanden waren, der Bluff ihrer Prospekte, die Zahlen ihrer Inventarien waren durch Unwahrheit vergrößert, das leichtsinnige Spiel mit fremdem Kapital, das Ausbauen von Häfen, Leuchttürmen, elektrischen Bahnen, Hochbahnen, Schwelgebahnen. Es waren Lügen wie ihr Familienname, wie ihr Stammbaum, die Quelle ihres Seins, ihres Dorns, ihrer Ehrenhaftigkeit. Wo endete die Lüge? . . .

„Also das ist das Leben!“ murmelte Renée.

„Das ist es!“ erwiderte Paul bitter. Aber schließlich rief er in neuer Auflehnung: „Ist es unseres Vaters Schuld? Diese Sache? Jeder ist nur für seine Handlungen verantwortlich!“

„Man kann tödlich durch diejenigen anderer leiden!“ sagte Roland leise.

„Ein Starcker macht sich frei. Ein wenig Energie genügt, um zu widerstehen. Man verteidigt sich und setzt sich durch.“

„Vater hat sich lange durchgesetzt. Augenblicklich ist er schwach wie ein Kind.“

„Er ist noch nicht verurteilt. Er kann es nicht werden. Weshalb sollte er bestraft werden für ein Verbrechen, das er nicht begangen hat . . .“

„Rein,“ sagte Renée, „aber wer weiß . . .“ Sie unterbrach sich und fügte mit ihrer schönen, tiefen Stimme hinzu: „Die Schuld seiner Vergangenheit!“

„Was sagst Du da? Man verurteilt einen Menschen nicht wegen der Schuld seiner Mutter und auch nicht unklarer Dinge wegen, die jenseits des Gesetzes stehen. Man richtet ihn nach seinen eigenen Handlungen. Nun, Vater hat nichts Schlimmes als so viele andere getan; er hat gelebt, wie man in unserer Welt lebt, wie unsere Freunde leben und wie wir eines Tages auch leben werden.“

Er hätte hinzufügen müssen: wie ich schon jetzt lebe, denn tatsächlich erfand er Geschichten, um Geld zu erhalten, er verlor beim Rennen Summen, die Vermantes lachend bezahlte; er hatte Frauenzimmer gehabt, selbst die Frau eines Weltmannes war sein Verhältnis gewesen, und er hatte sich über ihren Gatten lustig gemacht. Aber aus Rücksicht für Renée schwieg er davon.

„Die ihn jetzt quälen,“ fuhr er fort, „die ihn verfolgen und richten, sind sie besser als er? Durchaus nicht. Von Chaussy und seinen gemeinen Artikeln weiß jeder, daß er

Geld aus geheimen Fonds bezieht; wenn seine Lügen noch nicht erstickt sind, verdankt er es verdächtigen Emissionen, die sein Handelsblatt lanciert. Und der falsche Zeuge d'Entraque? Erinnerung Ihr Euch noch der schmierigen Geschichte von dem vorgehobenen Pferd? Wer hat ihm wieder aufgeholfen? Vater, den er auf den Knien gebeten hat. Und die Richter? Habt Ihr die Frauen gesehen, die im Saale saßen? Ich kenne die Schworenen nicht, aber es sind Menschen wie die anderen. Sie sollten nur selbst bei sich Einfuhr halten. Hört mir auf! Wir leben in einer Zeit, wo der eine so viel wert ist wie der andere! Das wissen sie auch, die ihm jetzt alles anhängen. Sie sollen nur vor ihrer eigenen Tür fegen. Vater hat es so wie sie gemacht. Das ist alles, was man ihm vorwerfen kann. Darum schäme ich mich durchaus nicht für ihn.“

Voller Trotz betrachtete er seine Schwester und seinen Bruder, wie um sie herauszufordern, ihm zu widersprechen. Aber ihr Schweigen war keine Billigung. Von neuem ging er aufgeregt durch das Zimmer und schalt weiter:

„Diese Lumpen klagen ihn an! Sie wissen, daß er an dem Verbrechen unschuldig ist! So gut, wie wir es wissen, wie es die ganze Welt weiß! Ihr sagt beide nichts, ich hoffe, Ihr zweifelt nicht daran!“

„Nein, gewiß nicht,“ versicherte Renée.

„Nun, das ist die einzige Frage, die in Betracht kommt. Eine andere gibt es nicht. Und da sie entscheidend ist, behaupte ich, daß die Richter, die sich dagegen wehren, sie zu stellen, Schurken sind.“

Wieder schüttelte er drohend seine Faust ins Leere. Eine ohnmächtige Bewegung, deren Kinderei er als erster fühlte. Was konnte er gegen diese Menschen ausrichten, ob sie ehrlich oder Schurken, anständig oder ehrlos, loyal oder falsch waren. Sie hatten ihren Vater in der Hand. Sie hielten ihn in ihren Gefängnissen, um ihn vielleicht in das Zuchthaus oder auf das Schafott zu schicken. Sie handelten nicht durch sich und nach ihren individuellen Instinkten. Aber wie das Räderwerk einer Maschine handelten sie, von dem jedes Rad ins Leere schlug, wenn die anderen nicht gemeinsam funktionierten.

„Schließlich üben die Richter ihren Beruf aus,“ verbesserte er sich brummend. „Vielleicht sind sie ehrlich. Aber die anderen, diese Räuber, diese Schmarotzer! Glücklicherweise gibt es eine Vergeltung in dieser Welt. Der Tag kommt, wo ich sie fasse, wie sie uns fassen. Ich werde sie ohne Gnade zertreten.“

„Sprich doch nicht von Rache,“ sagte Roland. „Jetzt ist nicht der geeignete Moment dazu. Beschränken wir uns darauf, uns zu verteidigen. Diese Aufgabe genügt unseren Kräften.“

Renée fügte hinzu:

„Nicht der Gedanke an Rache soll uns aufrecht erhalten. Sei sicher, daß der Vater auch nicht daran denkt, sich zu rächen. Er ist allein, er denkt an sein Leben, an alles, was er getan hat, was er nicht hätte tun sollen — an uns — an uns besonders.“

Paul befand sich in diesem Augenblick vor dem Schreibtisch. Während seine Schwester sprach, wandte er eine kleine silberne Sanduhr um, die neben dem Schreibzeug stand und betrachtete die kleinen Körndchen, welche die Flucht dieser schmerzlichen Minuten zeigten. Wenn sie gefallen waren, bildeten sie kleine Häufchen, die sich erhoben, dann plötzlich wieder zusammenfielen und von neuem stiegen, um noch einmal zusammenzustürzen. Auch seine Gefühle wechselten jetzt wie so häufig.

„Wenn Vater Böses getan hat,“ sagte er mit düsterer Miene, „geschah es, weil er nicht an uns dachte, an uns, die wir für ihn bezahlen müssen.“

Dieses Mal unterbrach ihn Roland mit gebieterischer Miene.

„Schweige Paul! Wir wollen nicht über ihn urteilen. Wenn man so viel erlebt, ist es schwer zu handeln, ohne zu irren. Wenn sich der geringste Irrtum gegen ihn wendet, ist es ein Unglück, über das wir keine Abrechnung von ihm verlangen können.“

„Wir können ihn nur beklagen,“ sagte Renée. Sie fügte leiser hinzu: „Und ihn noch mehr lieben.“

„Wir wollen unseren Feinden verzeihen,“ rief Roland. „Unser einziger Wunsch ist, daß man ihn uns wiedergibt. In

meinem Herzen ist kein Platz für eine andere Bitte und für einen anderen Gedanken . . .“

„Würden wir nicht alles nach seiner Befreiung vergessen?“ sagte Renée.

„Ich nicht,“ erwiderte Paul. „Ich werde mich immer des Bösen erinnern, das jeder uns tat. Ich, ich werde mich dessen erinnern . . .“

Ihm entging der tiefe Sinn der Ereignisse, den die beiden anderen fühlten. Er blieb der Mann seiner Rasse, der Sohn seines ehrgeizigen Vaters, der Nachkomme von Ahnen heftiger Begehrlichkeit. Selbst in seinem Unglück durchzog ihn noch die Sehnsucht nach Erfolg, Vergnügen, Besitz, Freude. Er litt nicht allein durch die Anklage, die ihn und die Seinen erdrückte, sondern auch durch den Zusammenbruch ihrer Existenz, ihren Ruin. Er fühlte sich allein gegen Bruder und Schwester, in deren vornehmer Schmerz Beherrschung lag, während er durch seine Bitterkeit bis aufs Blut gepeinigt wurde. Als er sie so ruhig sah, schrieb er, anstatt sich ein Beispiel an ihnen zu nehmen, gequält auf.

„Ihr fühlt nichts! Ihr seid mit einem Panzer von Gleichgültigkeit umgeben. Eure Nerven sind aus Baumwolle. Ihr könnt die Katastrophe nicht ermessen. Mir scheint, daß mir alles genommen ist, und ich bin verzweifelt.“

„Vielleicht, weil Du zu sehr an Dich denkst,“ sagte Renée.

„Renée und ich,“ fügte Roland hinzu, „wir denken nicht an uns, unser Leben ist in dem vom Vater aufgegangen. Alle unsere Gedanken gehören ihm. Um seine Ehre, um sein Leben, um das allein handelt es sich jetzt. Da wir trotz allem an ihn glauben, wollen wir uns die Hoffnung wahren. Der Tag ist entsetzlich gewesen. Aber eine Stimme sagt mir, daß er trotzdem gerettet wird.“

„Was wollt Ihr,“ sagte Paul bitter, „ich bin kein Heiliger Eurer Art . . . ich höre keine Stimme.“

Aber alle drei umarmten sich jetzt in dem unendlichen Bedürfnis, sich gegen den Sturm zu vereinigen. Sie versprachen einander, mutig zu sein. Sie versuchten das eben Gehörte zu besprechen, eine Prognose aus den Worten oder der Miene Brévines zu ziehen, die Seelen der Richter und der Geschworenen zu sondieren. Aber ihre Gedanken schweiften ab. Ihre Unerfahrenheit erweckte in ihnen Illusionen, die sie einen Augenblick aufrichteten, aber die sich wie Wolken schnell verteilten. Dann wunderten sie sich wieder, daß sie noch immer denken und reden konnten. Die Kraft der Jugend gab ihnen Hoffnung, und doch begannen sie bald wieder zu verzweifeln. Sie meinten nicht mehr. Ihr Schmerz war so groß, daß sie keine Tränen mehr fanden.

Minnas unliebenswürdiges Gesicht erschien in der Türöffnung.

„Fräulein, das Abendbrot steht schon lange auf dem Tisch.“

Das Abendbrot! Das Leben ging seinen alten Gang weiter wie alle anderen Tage. Die Gewohnheit, deren Sklave man blieb, übte auch jetzt noch ihre Macht aus. Sie empfanden den Hunger, wie sie die Hitze in dem fürchterlichen Saal empfunden hatten. Und sie würden nun essen und dann schlafen.

„Schön, schön,“ antwortete Renée.

Die Tür schloß sich.

Baul sagte feufzend: „Man muß essen!“

„Man muß leben,“ antwortete Roland.

(Fortsetzung folgt.)

Das Idol.

Von Wilhelm Hegeler.

(Schluß.)

Gewöhnlich hat die Dämmerung das Zimmer ganz eingehüllt, wenn sie mit dem Erzählen fertig ist. Denn Hannchen will immer neue Geschichten hören. Und dann sitzen die beiden in langem Schweigen, die eine, die das Leben noch vor sich, und die andere, die es hinter sich hat.

Die eine kann das Bild des flotten, schönen Burschen mit leiblichen Augen nicht mehr erblicken, hat es aber desto leuchtender in ihrem verklärungsüchtigen Herzen stehen und schmückt sein Leben mit immer neuen, liebenswürdigen und heroischen Zügen.

Der anderen aber tritt aus dem Grauen des Dunkels, wie ein Gespenst, das doch Wirklichkeit ist, das wahre Bild der Vergangenheit entgegen: ein schwerer, aufgedunsener Mann, dessen Gesicht der Trunk entstellt hat, mit der von Pusteln besäten Nase, mit den heimtückisch funkelnden Augen. Schwarzend und schwerfällig geht er auf sie zu, die Hände sind feindselig geballt, und

mun erhebt er sie . . . Alle bösen Instinkte hat der Alkohol in diesem Mann zur Entwicklung gebracht. Wenn er betrunken heimkommt, und in den letzten Jahren ist er es jeden Abend, dann gibt es Lärm und Zan! und zerbrochenes Geschirr und wie oft auch Schläge.

Und was das Schlimmste ist, der Vater hat den eigenen Sohn mit seinem Raster vergiftet. Schon der Schüler muß ihn auf seinen Fahrten begleiten, muß mit ihm gehen und Karten spielen. Der Student aber tut es freiwillig, mag nicht davon lassen, trotz aller Tränen seiner Mutter.

Und eines Abends kommen die beiden heim, nach langer Fahrt, den Tabaks- und Schnapsduft einer Dorfneipe ausströmend. Sind unterwegs in wilden Streit geraten wegen einer Bauernbirne. Und der Zan! spinnst sich am Abendtisch fort, um ein Nichts, um eine gebratene Gänseleber, die sie sich streitig machen. Schließlich springt der Alte wütend auf und will dem Sohn mit einem Messer zu Leibe. Der aber zieht seinen Revolver und schießt ihn über den Haufen. Und die unglückliche Mutter rafft alles Bargeld zusammen und läßt den Mörder entfliehen — auf Nimmerwiedersehen.

„Ach Gott, Hannchen, mach' Licht!“ stöhnt Frau Sanitätsrat auf.

„Schon, Mutter Schulken? Es ist doch so schön in der Schummerstunde.“

„Nein, nein, ich fürcht mich im Dunkeln.“

„Sind Sie komisch, Mutter Schulken. Fürchten? Wer sollte Ihnen wohl was tun!“

Frau Sanitätsrat aber eilt aus dem Zimmer, ihr Kopf fliegt auf den Schultern, und ihre Augen bliden ganz verstört. Sie läßt von Rosa Licht machen, im Flur und in der Küche. Dann stürzt sie sich auf irgendeine Arbeit, aber was sie ansieht, entgleitet ihrer Hand. Und nun jammert sie, daß sie Weltkummer habe.

Hannchen aber schleicht sich auf ihr Zimmer und holt aus der verschlossenen Schublade ihrer Kommode eine kleine Photographie hervor, die sie Frau Sanitätsrat entwendet hat, das Bild eines Primaners, dessen verschleierte Augen so weich und verträumt sie anschauen, und dessen ein wenig geöffneten Mund ihr leise Bärtlichkeitsworte zuzulüftern scheint.

Ihr Herz, in dem die Liebeskraft erwacht ist, das aber noch keinen Menschen gefunden hat, der es erfüllt, hat sich an dies Idol gehängt, und während dagegen alles Lebendige verblaßt, umkränzt sie den toten Heros mit ihrem ganzen Gefühlsüberschwang, mit all ihrer blühenden Einbildungskraft.

Eines Nachmittags sitzt Frau Sanitätsrat in ihrem Zimmer und rechnet, als es heftig an der Etagentür läutet. Sie öffnet. Da sieht sie einen ältlichen Mann mit zerzaubtem, langem Vollbart und hört seine weinerliche Stimme:

„Bitt schön, Madame. Ein armer Reisender. Eben aus dem Krankenhaus entlassen. Bitt schön um eine kleine milde Gabe. Oder um einen Teller Suppe.“

„Ach Gottchen, ich will mal nachsehen. Es wird wohl noch was da sein. — Rosal! Rosa! Licht machen in der Küche, hörst Du? — Sehen Sie sich nur, mein lieber, guter Bummel. Ja, da auf die Treppe. Ich will gleich was holen. — Was sind Sie denn eigentlich?“

Mit einem schweren Achzen hat der Landstreicher sich auf den Stufen niedergelassen und wischt sich nun seinen lahlen Kopf mit einem roten Tuch, während er seinen verbeulten steifen Hut vorsichtig auf den Knien hält.

„Was — was ich bin, Madame? Allens. So jut wie allens. Ich scheue keine Arbeit. Ich hab jeschuftet wie ein Pferd. Können Sie mir glauben, Madame. Ach, Gott straf mich — aber nu sieht es hier.“

„Im Magen?“

„Jawoll. Im Magen. Und überall, Madame. 'n armer, alter, kranker Mann. Und solchen Hunger! Solchen Hunger!“

Mitleidig eilt Frau Sanitätsrat in die Küche und häuft auf den Teller die Ueberreste der Mittagsmahlzeit, die sie mit etwas ausgelassenem Fett, das gerade in der Pfanne bruhelt, übergießt. Das bringt sie ihm, und der Bettler fällt gierig darüber her. Frau Sanitätsrat und die kleine Rosa sehen ihm zu.

„Schmedt's denn, mein lieber Bummel?“

„Na, jewiß doch, Madame. Unsereriner ist nicht mällig. Unser-einer frist auch mal 'ne rohe Rübe vom Feld. Aber das hier is sehr jut!“

„Und Sie kommen gerade aus dem Krankenhaus?“

„Grademang heraus, Madame.“

„Was hat Ihnen denn gefehlt?“

„I, Gott straf mich, ich weiß alleine nich,“ erwidert der Landstreicher, dessen Stimme jetzt den Ton schmutziger Vertraulichkeit angenommen hat. „Quatsch haben sie wollen mit mir machen. Sie sagten, ich hätte Delirium tremens. So'n Quatsch! Delirium tremens. Das macht doch Schulke nich!“

„Wie heißen Sie?“

„Schulke. Felix Alexander Waldemar Schulke.“

Ein leiser, dünner Laut, wie das Springen eines Glases. Der Landstreicher nimmt's für ein Lachen.

„Ganz meine Meinung, Madame. Mein Alter muß wohl ver-rückt gewesen sein.“

Dann fährt er fort zu essen. Mit der Bier eines Hundes reißt er das Fleisch von den Knochen und schmeckt und schleckt.

Nach einer Weile aber ruft Frau Sanitätsrat wieder mit diesem fremdartigen, greisenhaft dünnen Stimmchen:

„Rosa — das Gas — steck an!“

Rosa kommt mit einem Küchenstuhl und dem Anzünder, und das Gas pufft empor.

Der Stromer hat sich ächzend erhoben und reicht den leeren Teller der Frau Sanitätsrat, die auf ihn zu will, die die Hand ihm entgegenstreckt. Aber ihre Füße drängen zurück, ihre Arme sträuben sich fort. Denn ihren Mann sieht sie vor sich stehen, noch verwilderter, noch wüster als im Leben, mit den heimtückisch funkelnden Augen, mit der von Pusteln bedeckten Säufernase.

„Hab ich — hab ich wat an mir, Madame? Was tuden Sie so?“

„Was ich — was soll ich? Ich — sind Sie — sind Sie — noch hungrig?“

„Ob ich noch Hunger habe? Aber gewiß doch! Unserer hat immer Hunger. Wenn Sie noch so'n kleines Schärppchen haben. Und 'n Tropfen zu trinken, Madame. Es is ja so kalt draußen.“

Frau Sanitätsrat wankt in die Küche, und nachdem Rosa dem Bettler auf ihr Geheiß neues Essen gebracht hat, sieht sie von ihrem Küchenstuhl aus ihm zu. Dem Sohn strebt ihr Herz entgegen, vor dem Ebenbild des Vaters schreckt es zurück. Ihre Hände fingern wirr über ihr Gesicht, als suchten sie instinktiv den Kopf zu halten, als suchten sie überhaupt an irgend etwas Anhalt. Ihr Unterleib ist herabgesunken, so daß ihr Mund ein klaffendes, schwarzes Loch bildet, aber zugleich zuckt um seine Winkel ein verhärmtes Lächeln.

Der Stromer stößt mehrmals auf und trägt dann schwerfällig den Teller in die Küche.

„So, Madame, das hat sehr gut geschmeckt. Besten Dank! Und ich möcht auch recht schön bitten, Madame, haben Sie nicht ein Paar alte Schuhe oder 'ne alte Hoje vom Herrn Gemahl?“

„Nein, nein, ich hab so was nicht.“

„Ach, Madame, gucken Sie mal nach. Es findet sich immer noch was.“

Dabei läßt er seine Blicke verdächtig in der Küche umher-schweifen.

„Ich hab nichts. Ich hab nichts!“ erwiderte Frau Sanitätsrat. „Dann könnten Sie mir wenigstens 'n Groschen Schlafgeld schenken. Ich kann doch nicht im Freien übernachten.“

Da reißt sie das Küchenschubfach auf und entnimmt ihm ihr Portemonnaie.

„Da nehmen Sie!“

Der Strolch streckt zögernd die Hand aus und greift dann gierig zu. Irgend etwas scheint ihm nicht gebeuer. Sein genurmelter Dank klingt ganz erschrocken. Rasch verläßt er die Küche.

Frau Sanitätsrat aber greift sich noch immer an Stirn und Wangen. Dann fragt sie das kleine Dienstmädchen, das mit blödem Lächeln die ganze Zeit über dabei gestanden hat:

„Wie hieß er?“

„Wie er hieß? Wie die gnädige Frau.“

„Und mit Vornamen?“

„Felig und dann noch Waldemar, gloob'ch.“

„Felig — Felig!“ höhnt die alte Frau.

In diesem Augenblick stürzt Hannchen in die Küche und berichtet mit leuchtender Stimme:

„Mutter Schulken, unten steht ein Strolch. Der hat Ihr Portemonnaie gestohlen. Ich hab gesehen, wie er unter der Laterne das Geld gezählt hat. Wo ist Ihr Portemonnaie?“

„Was? — Was?“

„Gestohlen hat's der Kerl. Jetzt lauf ich zur Polizei.“

„Hannchen, nein! Ich hab's ihm geschenkt.“

„Was? Das ist nicht wahr! Der Kerl kommt ins Loch!“

Und schon will sie zurückrennen.

Aber Frau Sanitätsrat hat sich erhoben und klammert sich an ihrem Rock fest.

„Nein, nein, Hannchen! Nicht auf die Polizei!“

„Doch! Doch! Der Halunke soll's hüben.“

Da schreit die alte Frau auf, indem sie sich Hannchen zu Füßen wirft:

„Nein, nein! Es ist ja mein Kind . . . Mein Felig.“

Auf der Silberspur der Schnecke.

Von Alwin Rath.

Quer durch den schmalen Wiesenrain geht ein zartes Gleizen und Schillern über den mit Mariensternen durchprenkelten grasigen Weg. Als liege noch ein feiner Festläufer, ein lang sich hinziehender Silberteppich dort, auf den die Elfen ihre tanzenden Füße gesetzt, als sie im Morgengrauen ins Märchenland zurückgezogen, ist das schmale leise funkelnde Band anzuschauen. Aber gleich darauf entfällt sich, welch wunderseltzam Wesen hier die Spur seines Fuges hinter sich gelassen. Unter dem goldenen Sonnenschein eines Löwenzahns kommt's langsam mit vorfichtig in die Luft zwischen dem Gräserwald tastenden, weit vorgestreckten Fühlern herangeklimmt — so weich und sicher gleitet es, als führe es auf Gummi, dies Wesen mit dem „tastenden Gesicht“ — und seines Hauses leichte Last, das es wie sonst keins der Erdenkinder gleich auf dem Rücken trägt allüberall, und, geht's über Wuch und Baum fort, gelassen mit sich führt, liegt in kunstvollendeter Rundung mit

stauemstwert vollkommenem Spiraleingang auf seinem weichen Rücken. So überaus weich und empfindlich ist dieser nadende Schneckenleib, daß es ihm unmöglich ist, über die raue Erde zu wandern, wenn er sich nicht selbst den Weg bereitet und glättet, und so rollt die Ueberempfindliche immerfort einen zarten Leppich aus ihrem schleimigen Körper unter sich hervor, auf dem sie sich nach und nach weiterzieht.

Wo will sie nun hin, die kleine Kriecherin? Einen feuchten Hauch hat sie durch den grünen Graswald verspürt, wie von einem stillen Wiesenümpel — an dessen Rändern sich ja die Tafeln zum Schmanfen für die Schnecken aufgestellt. Wie viele sieht man denn auch ein paar Schritt ab an der von Wasserlinsen überdeckten Fläche sich herumtummeln. Sie wissen es selbst nicht, welche sichere Hand-langer sie für die Wasserlinsen geworden sind, die sich den Schnecken zuliebe so glatt und dicht aneinanderstümpfen — ja, ohne die Silber-spur der Schnecke könnten sie nicht leben, die kleinen grünen Wasser-linsen. Wir großen Menschen sehen an der „Entengröße“, wie das Volk auch wohl die grüne Festwiese der Schnecken auf dem Wasser nennt, nur winzige linsenähnliche Blättchen. Niemand würde hier Blüten-pflanzen vermuten; und doch hat die Wasserlinse Blüten, zierliche, ungläublich kleine Blütchen, die wir mit bloßem Auge kaum ent-decken und die nur das Unentbehrlichste enthalten, was zur Fort-pflanzung notwendig ist. Trotzdem es nur geringer Bewegung be-dürfte, um den Blütenstaub an die richtige Stelle zu bringen, ist nichts bei der Wasserlinse, die sich nur in ganz ruhigem Gewässer ansiedelt, recht dazu imstande. Der Wind nützt dem Pflänzchen kaum etwas, und die einmal wie vor taumelnder Freude über den grünen Tanzboden rasenden Wasserwanzen und Schwimmläfer sind zu flüchtig, um den an ihren Füßen hängen gebliebenen Blütenstaub an die richtige Stelle zu bringen. Da springen die Schnecken ein. Und gleich sind sie denn auch in einer wahren Generalversammlung hier zu schauen. Dort schleichen winzige braune Tellerchen, die Planorbis-Schnecken hin. Dort tummeln sich spize Hüte, bald größer, bald zart und unansehnlich auf dem „Kopf“ der vielgestaltigen Schlammschnecken, wie eine kleine, höchst gemäch-liche Gesellschaft auf dem grünen glatten Parkett durcheinander; da sind noch in allen Farben schimmernd, von dunkelbraun bis creme-gelb, die Bernstein-Schnecken und viele andere mehr. Alle aber weiden bedächtig die Wasseroberfläche ab und ziehen lange Furchen auf der Wasserlinsenwiese, die ihnen soviel Freßbares an frischen und faulenden Pflanzenstoffen bietet. Zugleich aber sind sie, ohne es zu ahnen, die richtigen Vermittler, auf die die Wasserlinse wartet; denn so gründlich und exakt wie die Schnecken, besorgt kein Insekt die Verschleppung des Blütenstaubes.

Diese Kenntnis der wunderbaren Beziehungen zwischen unseren Schnecken und den Blüten haben wir dem italienischen Gelehrten Delpino zu verdanken. Der interessanteste unter den von ihm er-forschten Fällen bleibt aber wohl die Befruchtung einer gärtnerisch kultivierten Pflanze, der Rhoeo japonica, weil sich hier die Blüten auch in ihrer Gestalt ganz offenbar den Schnecken angepaßt haben! Die Rhoeoablitzen stehen dicht nebeneinander gedrängt, ähnlich wie die Blättchen der Wasserlinse, auf einem Kolben und sind oben in ganz merkwürdiger Weise abgeplattet, so daß ihre Blumenblätter mit den Staubgefäßen und den Narben in einer Ebene liegen. Diese ungewöhnliche Abnormität brachte Delpino auf die Vermutung, ob hier nicht eine Anpassung an über die Blüten wegkriechende Tiere vorliege. Das bestätigte sich denn auch. Zur Zeit der Blüte fanden sich verschiedene Schnecken (Feligarten) ein, die zwar einen Teil der Blüten abtrafen und sich dann auf einen anderen Blütenkolben begaben. Da nun aber die von den Schnecken berührten Blüten fruchtbar wurden, lag die Sache klar zu tage. Der Blütenstaub, mit dem sich die Tiere bei ihrem langsamen Kriechen notwendigerweise bestreuten, wanderte mit ihnen von Pflanze zu Pflanze, und die Fortpflanzung war ge-sichert!

Die Schnecken können eventuell, da sie unersättliche Fresser sind, großen Schaden anstiften. Mit einer Zunge sind sie be-wehrt, die das unbewaffnete Auge zwar nicht sieht. Aber bei entsprechender Vergrößerung einer Mikrophotographie dieses geheimen „Verbrecherwerkzeugs“ sieht man, daß in dem kleinen Schneckenrachen ein wahres Reibeisen arbeitet, das mit einigen Tausenden von Zähnen besät, wirklich tabula rasa macht, wo es einmal an einem Pflanzenstoff ansetzt. Viele Pflanzen haben sich der gefräßigen Schnecken denn auch geradezu ebenfalls „angepaßt“. Sie halten in ihren Pflanzentörpern ganze „Nist-lammern von Pfeilen und Speeren“, von zarten nadelförmigen Kristallen aus oxalsauerem Kalk, für die empfindlichen Schnecken-zungen bereit. Außer mit diesen „Naphiden“ wappnen sie sich aber noch mit bitteren widerlichen Eränlein, Säuren und Oelen. Die Gerbsäure der Erdbeeren, die scharfen ätherischen Öle der Pfeffer-minze, des Dypam, des Johanniskrauts usw. — all das haben die Pflanzen für ihre allzu gefräßigen Gäste, die Schnecken, zurecht-bestillert.

Aber außer den Vegetariern findet man unter den Schnecken noch eine ganze Reihe, die etwas von einem saftigen Stückchen Fleisch hält. Sie wittern ihre Beute wie ein Jagdhund. Ebenso wenig wie die Landschnecken, die oben auf ihren Fühlern ganz ver-kümmerte Augliedern tragen, sehen diese Wasser-Schnecken nicht in ihrem feuchten Element. Am interessantesten darunter sind die so-genannten „egglitterten Fischkreusen“. Wittern sie einen Seestern in der Nähe, so bewegen sie ihr Atemrohr, wie der Hund die spürende Nase, nach allen Seiten. Aber ganz sicher schwimmen

ste noch nicht auf die Beute zu. Bald lassen sie sich hierhin bald dorthin ablenken, wie auch der witternde Jagdhund in Fähradlinien der Spur des Wildes nachläuft. Endlich fallen sie über den Seestern her, der unter ihren Angriffen seinen schönen Strahlenleib konvulsivisch zusammenkrampft — doch selbst die schmerzlichsten wildesten Krümmungen des Ueberfallenen lassen die hungrigen Räuber nicht von ihrem Opfer absteigen.

Eine andere Raubschnecke ist der „Schrecken des Regenturms“, *Toscaocella* nennt sie der Zoologe. Dies merkwürdige Wesen ähnelt unserer Wegschnecke, nur trägt sie nicht zu ihrem Schutz einen kleinen Mantelschild, sondern der ganze schmieglame Körper ist in eine harte lederartige Haut gekleidet. Denn sie ist zugleich eine Miniererin wie der Regenturm selbst, den sie in dem Labyrinth seiner unterirdischen Gänge überfällt. Mit auffälliger Kraft weiß sie sich in den Boden hineinzugraben und dort lauert sie mit Maulwurf und Mäusen dem ahnungslos vorbeistreichenden blinden Erdfresser auf, der allerdings viel schneller als seine Feindin ist. Hätte sie nur wie die übrigen Landschnecken eine gezahnte Zunge, würde sie meist des rasch sich davonkrümmenden Opfers wohl kaum Herr werden. Aber sie besitz statt dessen, ähnlich wie Fischkreusen, einen Nüssel, den sie plötzlich weit vorschleppen kann. Eine Art dieser fleischfressenden Schnecke beobachtete Johnston auch im südlichen Frankreich.

Zu dem Anormalsten aus dem Gebiet der Schnecken aber gehört wohl die Augenbildung der Dschibien-Schnecken auf deren Rücken. Nicht zwei Augen tragen sie hier — das Wunder der Natur blickt hier aus einer ganzen Anzahl von Augen nach dem drohenden Feind! Der ganze lederartige Rücken ist mit diesen spähenden Augen bedeckt, die sie ganz gewiß nicht zur Betrachtung des Meereslandes gebrauchen, auf dem sie hinfischen. Vielmehr späh sie damit nach über sie hinschwimmenden oder hinsiegenden Fischen aus. Aber was würden ihnen die Augen allein nützen, wenn sie nicht ein vorzügliches Schutzmittel hätten, um sich des Angreifers zu erwehren. Außer mit den Augen ist nämlich ihr Rücken mit kleinen Drüsen besät, die mit einer reizenden Flüssigkeit gefüllt sind. Zu den gefährlichsten Feinden der gern am Strande hinfischenden Dschibien-Schnecken gehört eine Art Hüpfische (*Periophthalmus*). Diese erheben sich leicht einige Zoll in die Luft und werfen, wie Semper ausführt, oft schon von weitem ihren Schatten auf den Rücken der Schnecke. Diese hat ihre zahlreichen Augen (bei einem Exemplar zählte man 98 Stück!) nach allen Richtungen gerichtet. Nun erblickt sie plötzlich den Fisch oder seinen Schatten; ebenso rasch zieht sich der ganze Körper zusammen und drückt nun von allen Seiten mit großer Kraft auf die in der Haut stehenden Drüsen. Die kleinen Sekretflügelchen werden mit Gewalt aus den Drüsenöffnungen hervorgehoben. Zu Hunderten und Tausenden spritzen sie in die Luft hinein, dem verfolgenden Fisch entgegen, für den die Schnecken ein wahrer Lederbissen sind, da sie sich ihm gänzlich nackt darbieten. Aber getroffen von dem Sprübbregen der kleinen, ihm schädlichen Geschossen wendet er sich erschreckt und verwirrt ab und die wehrhafte Schnecke ist vor der Vertilgung gerettet. Ganz auffällig ist aber, daß die Dschibien an Orten, wo sie nicht von nachstellenden Fischen zu leiden haben, auch keine Rückenaugen zeigen. Eine ganze Reihe von Augen tragen auch die sogenannten Käferschnecken auf dem Rücken, so daß die Dschibien nicht als die einzigen Wundertiere dieser Art dastehen. Die Käferschnecken haben, von oben gesehen, eine große Ähnlichkeit mit dem Bau unserer Käfer, da der Rücken gänzlich von einem Mantel horniger, sich rund um den Körper schmiegender, manchmal gar mit vielen Dornanlagen besäter Panzerplatten umgeben ist. Man erkennt die Augen außen als runde gewölbte Flecke, die das Licht stark brechen. Wie beträchtlich unter Umständen die Anzahl sein kann, zeigt die Feststellung Roselehs, der auf dem Rücken eines großen Exemplars 11500 zählte! Die Tiere sitzen gern dicht unter der Oberfläche des Wassers auf Felsen und Klippen, so daß sie während der Ebbe gänzlich trocken liegen. Raht ihnen nun eine hungrige Möwe, ein vorbeistreichender Storch oder sonstiger Hungergast, rollen sie sich in Schalenpanzer wie Affeln zusammen, lassen sich ins Wasser fallen oder rollen auf den Strand, wo sie mit ihren Deckfarben nunmehr nur noch wie ein runder Kiesel erscheinen und auch für das schärfste Vogelauge nicht mehr zu erkennen sind. Raht man ihnen aber vorsichtig mit der Hand, so saugen sie sich hin und wieder so fest an den Stein, daß man sie eher in Stücke reißen, als von der Unterlage abziehen könnte.

Kleines feuilleton.

Sprachkundliches.

Kann etwas schön schmecken? Es gibt Gegenden in deutschen Landen, in denen man schön nur vom Aussehen gebraucht, in anderen aber stößt sich niemand daran, wenn man es auch vom Schmecken sagt. Die Frage, ob man sage könne, daß etwas schön schmecke, kann nicht entscheidend beantwortet werden. Die Ausdrücke, die von den Wahrnehmungen der fünf Sinne reden, haben alle Bedeutungsübergänge durchgemacht. „Süß“, ursprünglich nur „das Gefallende“ bedeutend, wird vornehmlich von Geschmackswahrnehmungen gesagt, aber doch spricht man auch von einem süßen Geruche oder von süßen Tönen. „Hell“, mit „hall“ und „halten“ zusammenhängend, wird bis ins spätere Mittelalter hinein nur von Gehörsempfindungen gebraucht, wie noch heute zum

Beispiel „ein heller Klang“, und doch sprechen wir auch von hellen Farben, bezeichnen also damit auch etwas, was wir mit dem Gesichte wahrnehmen. „Scharf“, womit nach der Grundbedeutung etwas Empfindendes benannt wird, dient zunächst nur zur Angabe von Empfindungen des Gefühls, daneben aber doch auch für solche des Gehörs, Geruchs und Geschmacks, wie „ein scharfer Ton“, „ein scharfer Geruch“, „ein scharfer Geschmack“. Und mit demselben Bedeutungsübergange (vom Gefühl zum Geschmack) sprechen wir von „einem reizenden Geschmack“. Nicht anders verhält es sich bei dem Worte „schön“, das, von „schauen“ herkommend, ursprünglich nur das „Geschaute“, „Gesehene“ bezeichnet, dann mit einer Verengerung der Bedeutung das dem Auge Wohlgefällige, das aber weiterhin auch für Wahrnehmungen anderer Sinneswerkzeuge verwendet wird: „die Blume riecht schön“, „die Musik klingt schön“, „die Wurst schmeckt schön“. Und daß gerade auch diese letzte Uebertragung nichts Ungewöhnliches an sich hat, wird der Leser vielleicht bei sich selber beobachten können, wenn er sich des gewiß auch von ihm bei besonders hervorragenden Saumenenüssen schon verwendeten Ausdrucks erinnert: „Schmeckst du prächtig!“ Denn „prächtig“ ist von „Bracht“ abgeleitet, und dieses Wort heißt ursprünglich und in der älteren deutschen Sprache nichts weiter als „Lärm“, „Geschrei“, dient also zum Ausdruck einer Gehörswahrnehmung, während die heutige Sprache damit nur einen Gesichtseindruck wiedergibt: „Bracht der Ausstattung“. Und doch wird das Eigenschaftswort „prächtig“ unbedenklich auch für Geschmacksempfindungen verwendet. — Der beanstandete Gebrauch des Wortes „schön“ ist also nichts Sprachwidriges, und wenn er hier und da so empfunden wird, so kommt das nur daher, daß er nicht überall in deutschen Landen gleichmäßig verbreitet ist.

Völkerkunde.

Zigeunerzeremonien. Von einem Zigeuner wird uns geschrieben: Die Sinto (Zigeuner) waren von jeher, besonders für völkerkundliche Forschung ein interessantes Volk. Infolge ihres absonderlichen Romadenlebens haben sie selbst in unserer aller niedrigeren Zeit ihren exzessiven Charakter bewahrt und sind auch jetzt noch einer der wenigen Volksstämme in Europa, der für die Völkerkunde noch unmittelbares Anschauungsmaterial liefert.

Wenn freilich die Vertreter der Zivilisation im sogenannten „Humanitätsjahrhundert“ nichts Besseres zu tun wissen, als gegen dies vielgeschmähte Volk, das in Wahrheit weitaus besser ist als sein Ruf, mit neuen inhumanen Maßregeln vorzugehen, sich sogar nicht scheuen, die „Zigeunerfrage“ durch ein „Ausnahmegeretz“ zu lösen, so wird man bald nicht nur von den zigeunerischen Gebräuchen und der Zigeunersprache als von etwas Vergangenen sprechen können, sondern von dieser ganzen Rasse selbst.

Allgemein verbreitet ist unter den Zigeunern eine eigentümliche Zeremonie *Dewleskerpigi* (Gottesurteil) genannt. Vielleicht beruht diese Zeremonie auf einem uralten Volksglauben ihrer ursprünglichen indischen Heimat. Wenn auch die Erinnerung an diese alte Zeit und der indische Vorfahren nur dunkel ist, so hat sie sich doch in mancherlei Gewohnheiten erhalten. Manches steckt dem Romantochel (Zigeunervolk) noch aus ihrer Vergangenheit im Kopfe, das infolge ihres Aufenthalts in christlichen Ländern nur eine christliche Färbung angenommen hat. Denn bezüglich dieser Gottesurteile glauben die Zigeuner, daß ein Angeklagter durch unmittelbares Eingreifen der Gottheit überführt werden könne. (Ähnlich den durch Zweikampf ausgetragenen Gottesgerichten im Mittelalter oder dem später dafür von der Kirche eingeführten Kreuzgericht.) Man unterscheidet sieben Arten solcher zigeunerischer Gottesurteile mit verschiedenen Proben. Nur die Beschuldigten müssen sich dieser Proben unterziehen. Durch Bestehen der Probe wird dann die Unschuld erwiesen. Wer sie nicht besteht, muß zur Sühne an den Kläger ein Geldopfer entrichten.

Die zwei schwersten Gottesgerichte sind wohl das *Tschibongerpigi* (Zungenurteil), weil da der Angeklagte ein glühendes Eisen lecken muß, und das *Sasternipagi* (Eisenurteil), bei dem er ein glühendes Stück Eisen zu halten hat. Findet keine Verletzung durch Verbrennen statt, so gilt es als ein Zeichen der Unschuld. Beim *Garopagi* (Dornurteil) wird dem Angeklagten ein Dorn — in dessen Ermangelung vertritt auch eine Nadel die Stelle — in den linken Goldfinger gestochen. Flieht dabei kein Blut heraus, so wird er auch für schuldlos erklärt. Das *Londipagi* (Salzgerurteil) besteht darin, daß die Augenlider mit Salzwasser bestrichen werden. Laufen dabei dem mutmaßlichen Täter die Augen über, so ist er schuldig. Auch das *Talipagi* (Fetturteil) gleicht einer Verbrennungsprobe, wobei der Beklagte in heißes Schmalz oder in ein anderes siedendes Fett ebenfalls den linken Goldfinger, und zwar je nach der Schwere des Falles drei bis neunmal, hineintauchen muß. Zeigen sich keine Blasen, so betrachtet man ihn für unschuldig. *Stopagi* (Sprungurteil) und *Jahrongerpigi* (Eierurteil) sind die zwei letzten und auch unschuldigsten Proben. Der Verdächtige muß mit Eiern, gewöhnlich mit neun, nach einem Baum werfen und ihn wenigstens einmal treffen, um für unschuldig zu gelten oder von einem erhöhten Plage herabspringen, ohne zu Boden zu fallen.

Diese sonderbaren Krisania (Gerichte) finden nur bei Gelegenheit von Begräbnissen statt, wobei die betreffende Zeremonie vorgenommen wird, während die Kleider des Verstorbenen verbrannt werden.